Die Deborah.

Jüdisch-Amerikanische Familienzeitung.

Vorwärts! meine Seele. | תדרכי נפשי עז | Vorwärts, mit Macht.

30. Jahrgang. | Cincinnati, O., den 2. Juli 1886. | Nummer 1.

Ein deutscher Minister.

Roman von S. Kohn, Verfasser von „Gabriel".

(Fortsetzung.)

Der Major salutirte und wollte abtreten, als Oppenheim rief: „Bleiben Sie noch einen Augenblick. Ich muß Ihnen meine volle Zufriedenheit über die pünktliche Ausführung meiner Befehle aussprechen. Sie sind mit Ihren Soldaten zur Zeit angelangt, haben, meinem Wunsche vollkommen entsprechend, die bewaffneten Leute der Edelleute ohne Geräusch und ohne Blutvergießen gefangen genommen und mir Ihre Ankunft [illegible]lisirt. Ich ließ mir dies," wa[illegible]te der Minister an Remchingen, „durch einen [illegible]rompetenstoß anzeigen. Die Verschworenen haben ihn entweder im leidenschaftlichen Eifer überhört oder nicht bemerkt, vielleicht glaubten sie auch, es wäre einer ihrer Jäger. Ich konnte nur dadurch meinen wohldurchdachten Plan zur Ausführung bringen, und die Gesinnung jedes unserer Gegner genau erforschen. — Sie haben mir schon einmal durch Ihre treue Pflichterfüllung einen großen Dienst erwiesen. — Ich habe eine Bitte an Dich, Remchingen, die Du mir wohl nicht abschlagen wirst."

„Ist im Vorhinein gewährt, Bruderherz!"

„Durch den von mir veranlaßten Rücktritt des Konrad Bentinger ist die Stelle eines Oberstlieutenants im Dragoner-Regimente Prinz Eugen offen. Darf ich den Oberstwachtmeister Kaufungen als Candidaten für diese vorschlagen? Du hast ja das Recht, alle Offiziersstellen bis zum Obristen zu vergeben."

„Er soll den Platz haben.... ja der Kaufungen verdient's, ein tüchtiger Soldat, erprobt, treu, fähig.—Ich gratulire, Herr Oberstlieutenant! — Ich werde morgen im Armeebefehl Ihr Avancement aussprechen und den Regimentskommandanten davon verständigen."

„Excellenz ... Herr Generallieutenant," rief Kaufungen, sich entzückt wechselseitig an seine beiden Gönner wendend.... „wie soll ich danken?"

„Wir sind ja froh, wenn wir tüchtige, verläßliche Offiziere haben, denen wir ruhig die Führung unserer braven Truppen anvertrauen können.... Aber jetzt, Herr Obristlieutenant, können Sie mit Ihren Leuten abrücken. Lassen Sie die Truppe nach Kommodität marschiren. Trachten Sie nur, vor Anbruch der Nacht in Stuttgart anzukommen. Den nachrückenden Abtheilungen, denen Sie auf dem Wege begegnen müssen, bringen Sie die Ordre, wieder zurückzukehren. Seine Excellenz, der Herr Minister, hat unserer Hilfe nicht bedürft; er hatte mit gewohnter Umsicht und Weisheit schon vorgesorgt."

Der neubeförderte Officier trat ab und bald darauf hörte man den Abmarsch des Fußvolkes.

„Was enthält das Papier, das Dein treuer Schreiber dem Bentingen entriß?.... Ich bewundere Dich; ich hätte nicht die Macht über mich, das Papier [illegible] Händen zu halten, ohne e[illegible] [illegible]hen."

„Ich kenne so ziemlich das ganze [illegible]ewebe," meinte Oppenheim, „und würde hierdurch (er deutete auf d-s Papier) kaum Neues erfahren. Ich habe die ganze Correspondenz der Malkontenten in Händen."

„Ich erwartete mit Ungeduld den Augenblick, wo wir allein sind.... also sehen wir," drängte Remchingen.

Oppenheim legte das Blatt auf den Tisch, es enthielt nichts als einige Namen, die in Gruppen zusammengestellt, und von denen einzelne mit einem Kreuze bezeichnet waren.

„Ei.... obenan stehst Du: Minister Oppenheim, — dann ich: Generallieutenant Remchingen, Kaplan Scheffer, Cabinetsrath Hallwachs.... Teufel Mordelement!.... warum fehlt da Röder? — weißt Du,—das ist verflucht verdächtig?! zuletzt hat der östreichische Gesandte doch recht.... warum fehlt Röder in der Gruppe?" wiederholte er heftig, den Minister anblickend, „Du weißt ja Alles, erkläre mir das!"

„Das ist leicht erklärt! — Die Landschaft will ja der Welt gegenüber einen Vorwand haben; zuerst soll es heißen, sie wolle die Fremden und Nicht-Evangelisten entfernen. — Uebrigens hat Röder auch nichts gegen die Landschaft unternommen, er verhält sich vollkommen passiv."

„Das ist wahr, Röder ist Lutheraner und Würtemberger," meinte Remchingen beruhigt ... „und da hast Du auch recht, er mischt sich jetzt nicht in die Regierungsgeschäfte;—aber einflußreich und mächtig ist er."

„Du überschätzt Röder, Freund; — er ist ein eitler, sorgloser Mann mit geringen geistigen Gaben, den ich an seinem Ehrgeize festhalte; — dann ist er ein treuer, ergebener, dankbarerer Freund. Indem er durch mich Graf wurde, würde er für mich in den Tod gehen. Röder's Treue wäre wohl nicht zu erschüttern."

„Lesen wir weiter ... ei!.... da stehen Röder's und Laubeck's Namen allen den malkontenten Herren voran, schau ... Röder, Laubeck, Bentingen, Helfenstein, Jaxthausen, Miltenberg, Tafinger.... Teufel! Himmelhöllenhundkreuzsternmohrensapperment! — was sagst Du dazu? — das ist doch handgreiflich!—Freund, ich beschwöre Dich,— sei mißtrauisch, sei vorsichtig!"

„Aber um Alles in der Welt, sprich [illegible] ein Verräther! — Siehst Du denn nicht, daß diese Namen den Ständeausschuß b[illegible]den, der mit dem Herzoge vor dessen Regierungsantritte bezüglich der Reversalien unterhandelte—das hat gar nichts zu bedeuten."

„Warum wollte also Bentingen das Papier vernichten?"

„Er glaubte wohl," sprach Oppenheim mit einem gutmüthigen Lächeln, „daß mir als Juden die Kreuze vor unseren Namen nicht gefallen werden; so pflegt man zuweilen Diejenigen zu bezeichnen, welche man aus diesem irdischen Jammerthal in ein schöneres Leben zu spediren wünscht, aber," fügte er rasch hinzu, „ich habe Gelegenheit gehabt, in der langen, interessanten Unterredung, die ich mit den Herren gepflogen, zu erkennen, daß — wenn ich Miltenberg ausnehme—jeder der Anwesenden gerne mein Leben geschont hätte. Ob das politische Klugheit, die Furcht, den Herzog und den Kaiser unversöhnlich gegen sich aufzubringen—oder ob es doch eine menschliche Regung, eine vielleicht unwillkührliche Anerkennung meines Werthes war, kann ich nicht beurtheilen. Ich nehme lieber das Letztere an."

„Du herzensguter, lieber, großer Mann! Du bist als Mensch zu gut,—als Staatsmann, als Premierminister eines von religiösen und politischen Parteien zerklüfteten Landes, viel zu gut. — Ich müßte Dich schwach nennen, wenn Du nicht ebenso stark, so geisteskräftig wärest, ... Du wunderbarer Mensch!— Schade! Würtemberg sollte das ganze große, einige Deutschland, Carl Alexander der Kaiser dieses schönen Reiches sein und Du sein Minister bleiben.—Das wäre ein Glück für Deutschland, für Europa, für die civilisirte Welt, für die Menschheit!"

„Man sollte es wirklich nicht glauben, daß mein Freund Remchingen, von Geburt ein Soldat, für mich, den Mann der Feder, so enthusiastisch glühen könnte. Glaub' mir's, Deine warme Freundschaft beglückt mich,—in ihr, in meiner Fürstenhuld, und in dem ruhigen Bewußtsein getreuerfüllter Pflicht, finde ich meinen Lohn und auch reichen Erfolg für den Haß, welchen Neid, Mißgunst, Fürstenfanatismus und ekelhafter Egoismus zur fürchterlichen Flamme gegen mich anschüren."

„Mann der Feder!" grollte Remchin[illegible] wärst .. wärst Du wohl nicht auch e[illegible] vortrefflicher Soldat, ein guter Reiter, muthig, unerschrocken, kaltblütig? — Du bist halt ein Universalgenie; aber," der General sah schweigend zu Boden, „weißt Du, Oppenheim, was bei der Geschicht' das Komischste ist, daß wir beide eigentlich von Natur aus gar nicht zusammenzupassen scheinen; — ich mit meinem derben rauhen Wesen mit einer aufbrausenden Leidenschaftlichkeit und Du mit Deiner feinen weltmännischen Ruhe, mit Deiner unerschütterlichen Kaltblütigkeit. Ich bin halt ein von Pike auf Gedienter, ein ungebildeter, roher Kriegsgeselle. Im Feld, im Lager hat man wahrhaftig nicht Zeit, sich auszubilden ...und früher ... bis zu dem Augenblicke wo ich Dich kennen lernte, war ich auch ein Feind der Juden, wo ich sie nur placken und schinden konnte, war mir's ein Hauptspaß.—Vergieb mir's, Freund, ich haßte und verachtete das Volk ...wer mir je gesagt hätte, ich würde für einen Juden mein letztes Herzblut hergeben, einen Hauptesel, ein Rindvieh hätt' ich ihn genannt!"

Oppenheim lächelte. „Remchingen, es ist spät. Wir wollen nach Stuttgart fahren; nach einem glücklich überstandenen Tage voll Aufregung wird mir Ruhe wohl thun." Jetzt seufzte der Minister aus tiefer Brust auf. Den Feinden oder auch den Freunden gegenüber hatte der eiserne Mann die Maske unzerstörbarer Ruhe festgehalten, dem treuen Freunde gegenüber durfte er sich als Mensch zeigen.

„Wie hätte mein Kind, mein liebliches

Clärchen, den harten Schlag überstanden," sprach er leise, „wenn mein Wagniß mißlungen, wenn Kaufungen zu spät eingetroffen, wenn ich in die Hände des grausamen, unversöhnlichen Miltenberg gefallen, wenn ich in der Mitte meiner Laufbahn, in dem Blüthe meiner Kraft, in meinem schönsten Mannesalter eines schmachvollen Todes gestorben!" Einen Moment stand er in tiefes Sinnen versunken, dann fuhr er sich langsam mit der Hand über die Stirne, als wolle er alle trüben Gedanken verdrängen, und sagte dann, plötzlich entschlossen, heiteren Tones: „Ach!.... es giebt einen allmächtigen, gerechten Gott, der schützt die Seinen... allons nach Stuttgart!"

Zweites Kapitel.

Der große Maskenball, den der Herzog gab, war für einen Mittwoch Abend festgesetzt. Die Vorbereitungen hierzu waren, sowohl von Seite des hohen Festgebers, als von Seite der Geladenen im großartigsten Maßstabe betrieben worden.

Das Theater in Stuttgart, in welchem der Ball abgehalten werden sollte, war durch volle zehn Tage geschlossen gewesen, und zahlreiche Handwerker: Tischler, Decorateure, Tapezierer, Maler und Gärtner — diese allerdings erst in den letzten, dem Feste unmittelbar vorangehenden Tagen,—arbeiteten an der Ausschmückung der weiten, herrlichen Räume. Der ganze Adel des Landes, selbst die starke Partei der Opposition, hatte sich entschlossen, das Ballfest, von dessen feenhaftem Glanze sich schon im Vorhinein die ausschweifendsten Gerüchte verbreitet hatten, zu besuchen. Unbezähmbare Genußsucht einerseits, das Bestreben, ihre feindliche Gesinnung bis zum Ausbruche einer für sie günstigen Katastrophe zu maskiren, anderseits, veranlaßten sie hierzu. Selbst jene wenigen Mitglieder der Adelsopposition, welche doch etwas würdiger dachten und anfänglich nicht zu erscheinen beabsichtigt hatten, waren durch die plötzliche Verhaftung der drei mächtigen Barone, Bentingen, Helfenstein und Miltenberg, sowie durch die Gerüchte, welche sich über ein durch die nahezu übermenschliche Klugheit des Ministers vereiteltes, gegen ihn beabsichtigtes Attentat verbreitet hatten, im letzten Momente, aus Furcht vor der Ungnade des Fürsten, bestimmt worden, das Fest zu besuchen. Von den Beamten, die mit ihren Frauen und Töchtern geladen waren, wußte man, daß sie vollzählig erscheinen würden, da ihnen ein Ausbleiben vom Herzog übel vermerkt worden wäre. Das Erstemal waren, durch Oppenheim's Einfluß, auch die vornehmsten Bürger zu dem Feste geladen worden. Allerdings hatte eine vom Hofmarschalle getroffene und vom Herzog gebilligte Bestimmung verfügt, daß der große Saal der Breite nach in zwei Theile geschieden werden sollte, wovon die größere obere Hälfte für den Hof, die fremden Gesandte, die Minister, den Adel, die hohen Offiziere, die hohen Beamten und deren Damen,—die untere für die Bürgerlichen, die niedrigen Beamten und deren Frauen und Töchter bestimmt wurde. Mit großer Mühe und nach harten Kämpfen erst gelang es dem Minister, durchzusetzen, daß den Bürgermeistern der beiden Residenzen, Stuttgart und Ludwigsburg, und den Würdenträgern der Landesuniversität der Eintritt in dem abgeschlossenen Saalraum gestattet wurde. Der Herzog, der sich in den großen Fragen der äußeren Politik und des Staatswohles den Beschlüssen seines Ministers fügte, war in Fragen der Hofetiquette unerschütterlich fest und Oppenheim war klug genug, sich nicht durch Streit über Unwesentliches ohne Noth abzunützen.

Ein merkwürdiges Zeichen der Zeit war es, daß, obwohl bis Mitternacht Alle maskirt, daher unerkannt bleiben sollten, man eine Affiche am Theatereingang, über die Art der Räumevertheilung, für genügend hielt, um überzeugt zu sein, daß kein Unberechtigter den für Bevorzugte bestimmten Theil des Saales betreten werde. Ein so tiefer knechtischer Sinn war über den Bürger- und Beamtenstand jener—wir dürfen denn doch sagen—entarteten Zeit verbreitet, eine knechtische verdummende Verehrung, welche der Entwickelung des geistigen, ja sogar des materiellen Lebens überall hemmend und zerstörend entgegen trat.

Die Leitung des Festes war einer Italienerin, Ambroselli, unter Oberaufsicht des Hofmarschalls von Keltern übertragen.

Die letzten zwei Tage vor dem Balle war die feine Welt der Residenz in furchtbarster Aufregung. Die Damen und Herren von der Nadel waren gesucht wie [illegible] wie schon früher erwähnt — erst in den letzten Tagen entschlossen hatten, der Einladung des Hofes nachzukommen, fanden in Stuttgart keine kunstverständigen Hände mehr, welche die Maskenanzüge in so kurzer Zeit fertig machen konnten, und das nahe Ludwigsburg — das würtembergische Versailles — mußte seine verfügbaren Kräfte an die Residenz abgeben. Um dem fühlbaren Mangel an Friseuren abzuhelfen,—eine kunstreiche Damenfrisur jener Periode erforderte zur Herstellung einen Zeitaufwand von mehreren Stunden — mußten sogar, so unglaublich es auch klingen mag, außer den zahlreichen französchen Windbeuteln, welche dieses Fach in Stuttgart trotz des Zunftzwanges frei und ungehindert neben den erbgesessenen „Perruquiers" ausübten — noch ausländische Haarkünstler berufen werden. Der seufzende Vorstand der Perrückenmachervereinigung mußte diese flagrante Verletzung des alten heiligen Privilegiums diesmal ertragen, da ihren — der Zunft — Wünschen um Abschaffung der vielen fremden Concurrenten, wie sich die Erledigung ausdrückte, „diesmal durchaus nicht contentirt werden könne, weil einheimischen Kräfte dem Bedarfe nicht ausreichen; — daß aber, sobald die Fremden nicht nöthig, diesen die unbefugte Ausübung ihres Gewerbes unter Androhung der gesetzlichen strengen Strafe allen Ernstes verboten und die Privilegien und Rechte der Zunft kräftig geschützt werden sollten".

Der von so vielen jungen hochklopfenden Mädchen- und Frauenherzen ersehnte Abend war angebrochen. Mit je mehr Opfern an Geld und Mühe man den Besuch des Festes erkauft, um so straffer war die Erwartung gespannt, um so höher die Hoffnung auf einen seltenen Genuß erregt. Zwar gehörten unter der Regierung des lebenslustigen Carl Alexanders und seiner noch lebenslustigeren Gemahlin, Maria Auguste, Feste, Bälle, italienische Nächte nicht zu den Seltenheiten, aber das heutige Maskenfest sollte alles bisher Dagewesene an Glanz und Herrlichkeit überstrahlen!

Wagen an Wagen rollte vor das Theater. Eine unzähllige Volksmasse hatte den Platz vor dem Theater angefüllt, um — wenn sie auch nicht Antheil an dem Feste nehmen könnte, doch wenn möglich den Putz und die Costüme der Fahrenden zu bewundern. Als dies der Volksmenge durch die rasche Fahrt und bei den geschlossenen Wägen unmöglich wurde, entschlossen sich die neugierigen Stuttgarter endlich, die Aukunft des Hofes, die auf neun Uhr angesagt war, abzuwarten und vorläufig die herrlichen Equipagen und reichgeschmückten Vorreiter zu bewundern. Es war dies bei der verschwenderischen Beleuchtung leicht möglich. In den von dem Schlosse — das sich damals noch am Ende der Stadt befand—zum Theater führenden Straßen waren außer zahlreichen Oellampen auch herzogliche Lakaien und städtische Diener mit Fackeln aufgestellt, und in eisernen Pfannen prasselten lustig weithin — ein allerdings röthliches Licht verbreitend — zahlreiche Pechflammen. [illegible] hielten die Ordnung aufrecht und die benachbarten Straßen des Theatergebäudes waren an diesem Abende für alle anderen Wagen als jene, welche zum Feste fuhren, abgesperrt.

Der Saal war durch eine Anzahl von Kronleuchtern tageshell erleuchtet, und das Licht derselben reflektirte hundertfach aus den goldumrahmten Trumeaux welche die mit rothen Tapeten bekleideten Wände schmückten. An dem obersten Ende des Saales war eine gallerieartige Estrade errichtet, zu welcher einige mit türkischen Teppichen belegte Stufen hinanführten. Auf derselben standen zwei für den Herzog und dessen Gemahlin bestimmte Thronstühle. Ein Theil des Saales war in eine Art Orangerie umgewandelt. Das Orchester, zum Theil aus italienischen Musikern bestehend, war auf einer, aus mehreren Logen gebildeten Gallerie placirt. Der Saal war, wie schon erwähnt, durch eine dünne Schnur in zwei Theile geschnitten und die geladenen Gäste etwarteten in höchster Spannung die Ankunft des herzoglichen Paares und seines Hofstaates. Die Phisionomie des Saales unterschied sich wesentlich in seinen beiden Abtheilungen. Die für Bürgerliche und Beamte niederer Kategorie bestimmte hatte sich zeitlich und rasch gefüllt. Jeder hatte vorschriftsmäßig in Maske und Costüm zu erscheinen, aber die minder bemittelten Beamten, die Bürger und deren weiblichen Familienglieder hatten es sich darin bequem gemacht und mancher schwarzwälder Bauernrock und manches Costüme schwarzwälder Bäuerinnen — das die hübschen lebensfrischen Bürgermädchen vortrefflich kleidete — war nicht das Kunstwerk eines Stuttgarter Maskenschneiders, sondern der Nadel eines ehrlichen schwarzwälder Dorfschneiders entstammt, war einem befreundeten Bauernsmanne, oder gar einer zierlichen Magd entlehnt, war echtes Original. Alle trugen Halb- oder Ganzmasken. Die Besitzer wohlgerundeter, mit hübschen Grübchen versehenen Kinne und Bäckchen hatten eine besondere Vorliebe für die Halbmaske geäußert. In diesen Räumen sah man vorwiegend einfache Costüme, den italienischen Doktor, zu dessen schwarzem Sommerrock das gewöhnliche Bürgerkleid leicht adoptirt werden konnte, den Tiroler und andere ohne große Kosten zu beschaffende Kostüme. — Dagegen glänzte es in dem obern Theile des Saales von prachtvollen Toiletten. Die Vertreter der fremden Mächte, der einheimische Adel, die hohen Beamten des Landes waren in überaus reicher Kleidung erschienen, und sogar an den Gewändern der Herren glänzten als Knöpfe, an den Wämsern als Hutagraffen und wo sie nur immer anzubringen waren, Edelsteine von hohem Werthe. Die Toiletten der Damen aber waren entzückend, diese, die Damen, in des Wortes wahrster, ursprünglichster Bedeutung — reizend. Thurmhohe, kunstreiche Frisuren standen den maskirten Gesichtern, aus denen Augen voll Lust und Feuer sprühten, vortrefflich. Im Decolletiren hatten namentlich die schönen [illegible] ten der extremsten Anforderung eines modellbedürftigen Bildhauers völlig genügt. Während die hübschen Gesichter vorläufig — um Mitternacht mußten sich alle Anwesenden demaskiren — ganz oder halb verhüllt blieben, waren Hals, Nacken, Busen, Arme fast vollkommen bloß, und die meisten Damen hatten als Bekleidung der Büste ein Anstandsjäckchen, das diesen Namen aber keinesfalls verdiente und, auf den richtigen Begriff zurückgeführt, nichts Anderes war, als eine schmale, seidene Spange, welche, die Taille eng umschlingend, das seidene, zumeist auch von einer Florwolle überhauchte Unterkleid festhielt. Alle Damen hatten durchsichtige Florshawls übergeworfen, aber diese verhüllten nichts, und die Schönen ließen auch diesen langsam herabsinken und faßten sie schärpenartig unter der Taille zusammen, oder gaben sie den galanten Herren, die sie am Arme führten, zu tragen.

Die bunte Gesellschaft durchzog, theils flüsternd, theils laut sprechend, intreguirend, lachend, scherzend den weiten Raum. Um neun Uhr erschien am obern Ende des Saales der Hofmarschall und kündigte an, daß die allerhöchsten Herrschaften in Begleitung einiger Mitglieder des Herzoghauses mit ihrer Cortege soeben das herzogliche Schloß verlassen haben und voraussichtlich in zwanzig Minuten anlangen würden. Es trat ein Moment der Stille ein. Der Hofmarschall, unter Vorantritt des Direktors Ambroselli, der

ganz schwarz gekleidet, weiß behandschuht, in jeder Hand einen dreiarmigen silbernen Leuchter mit brennenden Wachskerzen trug, erwartete die allerhöchsten Herrschaften am Portale. Ein Trompetentusch kundigte bald darauf das Anlangen derselben am Thore des Theatergebäudes an. Ein erwartungsvolles Schweigen legte sich fast bedrückend über alle Anwesende. Zwei Pagen öffnete die Mittelthöre des großen Saales, der Hofmarschall schritt ehrerbietig in der gewohnten Weise des Hofes, wo man den Rücken der Seite und nicht dem Nachfolgenden zuwendet, voran und ihm folgten, um bei dem Stile des Hofes zu bleiben, „die allerhöchsten und höchsten Herrschaften".

Das erste Paar bildete der Herzog und seine Gemahlin, beide in herrlichem Costüme. Der Herzog Carl Alexander hatte die seiner hohen Gestalt passende spanische Rittertracht gewählt, die es ihm möglich machte, die Waffe, die der Kriegsheld auch im Ballsaale nicht gerne missen möchte, — also diesmal den langen Stoßdegen—zu behalten. Der Herzog war nur costümirt, nicht maskirt. Die Herzogin, Maria Auguste, hatte eine ihre Reize hervorhebende Toilette gemacht. Ein enganschließendes Leibchen von lillafarbiger Seide ließ Busen und Nacken frei; ein bunter, kurzer Unterrock — sie hatte die Tracht einer tiroler Bäuerin gewählt — ließ ein paar kleine, feine Kinderfüße, die in braunen, goldbedruckten Schuhen und in seidenen [illegible] nen Strümpfen stacken, sehen. Die thurmhohe Frisur ihres überaus schönen braunen Haares war der Tracht der Bäuerinnen entsprechend, ungepudert und von einem neckischen Tirolerhütchen gekrönt. Auf diesem blitzte als Schnalle ein Brillant, eine herrliche Kaiserfeder war mit Diamanten befestigt. Die Haare waren mit Perlenschnüren durchflochten an dem Halse, in das weit ausgeschnittene Leibchen hinab, hing ein reich mit Perlen und Edelsteinen geschmücktes Kreuz, und auch der Gürtel, welcher das Kleid an der Taille umschloß, war mit einer Brillantschnalle versehen.

Die Herzogin war, wie wir schon erzählt haben, eine mittelgroße, sehr schöne Dame, sie war wie der Herzog unmaskirt. Das zweite Paar—der Herr wurde, da er nur eine Halbmaske trug, in diesen Kreisen sofort erkannt — war der Herzog von Würtemberg = Neustadt, der es für nöthig gehalten hatte, wieder an dem Hofe seines Vaters zu erscheinen und sein gutes Einvernehmen mit dem Herzoge zu zeigen — und seine Dame, eine wundervolle Gestalt. Der Herzog von Neustadt trug das Costüm eines Jägers, die Dame, seine uns schon bekannte intime Freundin, Leonore Lodingen, jenes einer Spanierin. Ihr Gesicht, aus dem zwei Gluthaugen herausfordernd umherblickten, war mit einer Sammetmaske bedeckt.—Noch unter dem letzten Herzog, noch unter Eberhard Ludwig, wo die Grävenitz als Maitresse en tetre herrschte, hatte es ein Prinz des Hauses wagen können, mit seiner Favorite auf einem öffentlichen Balle des regierenden Herrn zu erscheinen. So viele Anschuldigungen man auch gegen den Herzog Carl Alexander gerechter= oder ungerechterweise erhoben, Niemand wagt zu behaupten, daß unter seiner Regierung ein Weib als seine Maitresse bezeichnet worden, daß eine solche das Land beherrschen und unterdrücken konnte, — und Leonore von Lodingen mußte, so gerne sie auch dem Beispiele der regierenden Frau nachgeahmt und mit unverhülltem Antlitz erschienen wäre, dieses unter der Maske bergen. In dem engen Cirkel zu dem Souper, zu dem die Creme der anwesenden Gesellschaft vom Herzog durch den Hofmarschall befohlen wurde, herrschte dann weiter kein Zwang. Das dritte Paar bildete ein hochgewachsener, entsetzlich langer Mann mit einem ledergelben verlebten Gesichte, in den beginnenden vierzig, in Matrosenkleidung und einer viertel Maske mit seiner Dame. —

„Ah! ein seltener Gast in Stuttgart, Prinz Carl Friedrich von Würtemberg Oels," ging es flüsternd durch die Reihen des Adels, „und das herrliche, dichtverschleierte Weib an seiner Seite, wer ist die?" frug man. „Das ist Leonore Bentingen, seine jüngste, theuer bezahlte Eroberung, seine Odaleske," antwortete man. Diese, im Costüme einer Türkin, hatte, dem Charakter ihrer Maske entsprechend, ihr Gesicht mit einem kostbaren, durch eine Brillantagraffe unter dem Kinne zusammengehaltenen Schleier, der die Stirne und zwei brennende, glühende Strahlen entsendende schwarze Augen frei ließ, verhüllt. Es war ein eigenthümliches Zusammentreffen. Die beiden Prinzen waren, von gleichen Absichten geleitet, gleichzeitig in der Hauptstadt erschienen. Beide wollten — wie das selbstverständlich vorauszusetzen war — eine Einladung zu dem Feste, von dessen feenhafter Herrlichkeit Gerüchte durch das ganze Land verbreitet waren, erhalten. Beide wollten, je schuldiger sie sich dem Herzoge gegenüber fühlten, desto eifriger ihre Freundschaft, ihr gutes Einvernehmen zu dem Chef des Hauses beweisen. Beide lagen in der Hand des regierenden Herzogs von Würtemberg Beide bezogen Apanagen vom Hofe und Staate, die bei triftigen Gründen jederzeit eingezogen werden konnten, und hätte dies die liederlichen Prinzen, die mehr verausgabten als das Einkommen ihres kleinen Ländchen betrug, in große Verlegenheit versetzt. Beide wünschten von dem Herzoge für den Fall seines frühzeitigen Ablebens als Landes = Administratoren bestallt zu werden, aber keiner von den beiden wußte, daß er den andern bei den gemeinschaftlichen Vetter, dem regierenden Herzog von Würtemberg, als Gast finden würde. Es hätte dieses allerdings keinen der beiden Prinzen abgehalten zu kommen, aber Leonore Bentingen hätte es wohl vermieden, in ihrer allgemein bekannten, offen zur Schau getragenen Stellung zum Herzog von Oels ihrer Tochter gegenüber zu treten. Die Mitglieder des herzoglichen Hauses und die obersten Staatsbeamten waren eingeladen worden, sich im Residenzschlosse am Ballabende zu versammeln und in den herzoglichen Equipagen sich dem Fürstenpaare anschließend in's Theater zu fahren. Die beiden Frauen — die leichten Masken hinderten unter diesen Verhältnissen selbstredend nicht am sofortigen Erkennen — waren beim ersten Anblick betreten gewesen. Die Tochter, die zur Entschuldigung eines von den laxen Maximen des verderbten Zeitalters tolerirten Lebenswandels überdies ihre Jugend anführen konnte, faßte sich leichter. Leonore, die Mutter, in einem Alter stehend, wo feurige Sinnlichkeit wohl noch mit voller Leidenschaftlichkeit das heiße Blut in wilde Wallung bringen kann, wo aber diese weniger Vertheidiger findet, war am Arme des Herzogs Carl Friedrich zuerst wortlos der — ihrer Mutter würdigen — Tochter gegenüber gestanden, aber bald hatte die grenzenlose Niedrigkeit ihrer Seele und sogar das kühneAuftreten ihrer Tochter sie rasch ihre Haltung wieder finden lassen, und es geschah sogar das Ungeheuerliche, daß sie die Stellung ihrer Tochter bei dem—dem Herzoge näher verwandten und diesen der Erreichung des Thrones und der Macht näherstehenden Prinzen beneidete, und daß sie es schmerzlich empfand, dem näheren Verwandten des regierenden Herzogs und seiner Dame, ihrer Tochter, den Vortritt zu lassen . . . . Das vierte Paar — der Herr in der einfachen Maske eines italienischen Doktors und die schlanke, anmuthige Dame in der Tracht einer italienischen Bäuerin — wurden durch ihre Gestalt dadurch, daß die Halblarven einen Theil des Gesicht[illegible] frei ließen, ganz besonders aber dadurch, daß sie sich unmittelbar den Mitgliedern der herzoglichen Familie anschlossen und vor dem Minister Oppenheim und seiner Dame den Vortritt hatten, als hohe Gäste, daher als Freiherr Harms, österreichischer Gesandte, und seine Gemahlin erkannt. Dann folgte Minister Oppenheim. Derselbe trat erhobenen Hauptes in reich galonirtem Kleide, das kaum als Costume gelten konnte, und dem Beispiele des Herzogs folgend, unmaskirt mit einer hohen Gestalt am Arme in den Saal. Die Dame trug ein weißes Atlas-Unterkleid, über das eine Tüllwolke, mit Goldsternen geschmückt, schwebte, ein rosa Seiden-Leibchen, das ziemlich hoch reichend doch die wundervollen schwellenden Formen nicht zu verbergen vermochte, aber nichts als die Spitzen der blendend weißen Schultern sehen ließ. Das Gesicht der Dame war durch eine dichte Flormaske verhüllt, aber die köstlichen Körperformen, das prachtvolle tief-schwarze Haar, das, im Gegensatze zu den thurmhohen Frisuren der Andern so einfach als es die reiche Fülle gestattete, in einen kunstlosen Knoten geflochten und von einer kostbaren Brillantnadel festgehalten war, die anmuthige Haltung ließen bei allen Anwesenden nicht einen Moment einen Zweifel darüber, daß das Antlitz mit dem reizenden Körper in Uebereinstimmung und den entzückenden Eindruck, den die herrliche Gestalt hervorrief, vervollständigen müßte. Ein Flüstern Befriedigung suchender Neugierde durchrauschte den Saal, aber Niemand ahnte, wer die Dame am Arme des Ministers sein mochte.—Den Schluß bildete ein breites, vierschrötiges Paar, Herr und Dame maskirt, dieser als deutscher Ordensritter, jene als Nonne. Auch diese wurden sofort erkannt—General Remchingen und seine Gemahlin.

Ein lärmender Trompetentusch ertönte, als das herzogliche Paar erschien, und das Publikum brach in den donnernden Ruf aus: „Hoch unserem gnädigsten Herzog, unserer gnädigsten Herzogin. Vivat dem Helden Carl Alexander, dem Sieger von Malplaquet und Belgrad!" und der Herzog, welcher trotz seiner soldatischen Derbheit der Schmeichelei nicht unzugänglich war, grüßte huldvoll nach allen Seiten, während die Herzogin, sich gleichfalls verneigend, Allen freundlich zulächelte. Das Herrscherpaar stieg die Stufen zu der Estrade empor und setzte sich nieder. Der Hofmarschall von Kalter trat vor und auf ein Zeichen des Herzogs begann das Fest. Es war eine eigenthümliche Sitte in Stuttgart, daß derartige Bälle damit eröffnet wurden, daß französische und italienische Tänzerinnen mit einem Ballette begannen und — wohl ganz überflüssig—die Lust zum Tanze bei den geladenen Gästen erwecken sollten. Der Hofmarschall klopfte leicht mit dem weißen Ceremonienstab, und aus einer Seitenthüre strömten und wirbelten zwölf Tänzerinnen, die Hälfte als Ganymeden, die andere als Heben gekleidet, und führten auf dem vor den hohen Herrschaften freigelassenen Raum einen sinnbe[illegible] Tanz aus — einen Tanz, den wir nicht zu schildern versuchen, den sich die Fantasie jedes lieben Lesers, jeder freundlichen Leserin beliebig auszudenken vermag. Die Tänzerinnen hatten sich zum Schlusse, unter dem Emporflattern der kurzen Röcke, wie ein gepeitschter Kreisel das letztemal um sich selbst und um ihre Kolleginnen herumgewirbelt, sich unendlich tief vor dem Herzog verbeugt und verschwanden durch die Pforte, durch welche sie gekommen. — Der Herzog erhob sich und machte langsam einen Gang durch den Saal, dabei das scheinbare Incognito aller Jener ehrend, die er kannte, und sich nicht einmal die überflüssige Mühe nahmen, ihre Stimmen zu verändern. Er war einige Schritte gegangen, als ihn Jemand leicht am Aermel seines Wamses zupfte. Er wandte sich um, eine Dame in der Maske einer Spanierin stand hinter ihm. Er erkannte sie sofort als Dame des Prinzen Carl Rudolf, als Leonore von Lodingen.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Frühere Nummern der „Deborah", vom Beginne des Romanes: „Ein deutscher Minister" an, können an neue Abonnenten, sowie Alle, welche solche wünschen, gesandt werden.

Lokales.

Herr Rabbiner Max Heller von Chicago predigt morgen im Bene Jeschurun Tempel. Freie Sitze für Alle.

Die Deborah.

Herausgegeben von

The BLOCH Publishing and Printing Company.

45, 47, 49, 51, 53 u. 55 McFarland Str.,

Office: Corner Plum & McFarland Sts.

Isaac M. Wise, = = Redakteur.

Cincinnati, 2. Juli 1886.

„Die Deborah" erscheint wöchentlich, als Allgemein e jüdische Familienzeitung, und ist der Erbauung und Belehrung gewidmet.

Abonnenten und Andere, welche alte Exemplare verlangen, mögen gef. die Nummer oder das Datum der Ausgabe der gewünschten Blätter angeben. Wenn dies nicht geschieht, ist es uns unmöglich, zu erkennen, welche Blätter wir schicken sollen.

Subscriptionspreis:

Die Deborah	$2 00
„ nach Europa	2 50
„American Israelite"	4 00
Sabbath Visitor"	1 50
Die Deborah u. American Israelite an eine Adresse	5 00
Deborah und Visitor	3 00
Israelite und Visitor	5 00

Postgebühren nach Europa betragen 50 Cents extra.

Anzeigen-Gebühren:

Dankes- und Beileids-Beschlüsse,	5 00
Heiraths-, Geburts- und Todesnotizen, jede	1 00

Raten für sonstige Annoncen werden auf Anfragen hin bekannt gemacht.

Die Rabbinerconferenz ist aufgeschoben, aber nicht aufgehoben, sie wird zur geeigneten Zeit ihre Aufgabe aufnehmen und zu lösen suchen. Die Ursachen, die zu diesem Resultate führten, sind der Tod des seligen James K. Gutheim, die Vorgänge in St. Louis, das [illegible] Eingehen des „Reformen" in New York, die Zaghaftigkeit Einiger, den einmal aufgenommenen Kampf fortzusetzen, und die Furcht vor der Hitze in Cincinnati im ersten Sommermonat. Wie vielfach und triftig die Gründe ,ür den Aufschub der Conferenz sein mögen, die Sache hat dadurch nichts gewonnen. Das Publikum sowohl wie die Betheiligten werden durch solches Aufschieben in ihrem Vertrauen nicht bestärkt.

Letzte Woche fand das elfte jährliche Examen im Hebrew Union Kollege, Cincinnati, statt. Die von dem Council der Union ernaunte Prüfungscommission bestand dieses Jahr aus den Herrn Rabbinern Schwab aus St. Joseph, Sale aus Chicago und Spitz aus St. Louis. Diese pflichtgetreuen Herren saßen von Montag bis Freitag inclusive jeden Tag sechs Stunden auf ihrem Posten und examinirten jeden der dreiunddreißig Studenten in jedem Lehrgegenstande, der während des verflossenen Schuljahres im College behandelt wurde. Die Prüfung war gründlich und umfassend. Es wurde geprüft in Thora mit Targumim Mischna mit Bartenurah, Talmud mit Raschi und Tosephoth, Casuisten, Midrasch und rabbinischen Commentarien; ferner in den Quellen der jüdischen Philosophie, besonders nach Saadia, Bachai, Judah Halevy, Maimonides und Albo; hebräische, araminaische und syrische Gramatik (Arabisch wird auf der Universität gelehrt), Geschichte, Literaturgeschichte und Homiletik. Fünf Schüler von den Präparandinnen erhielten Chabarzeugnisse nämlich חבר לאצילי בני ישראל, welches sie zum Eintritt in die obere Abtheilung des College berechtigt, und drei Studenten erhielten das Rabbinats-Zeugniß התרת הוראה darunter auch ein ehemaliger Schüler vom Hildersheimscheu Seminar in Berlin. Das Publikum, die Damen eingeschlossen, nahm regen Antheil an der Prüfung während der ganzen Woche und war besonders stark vertreten Freitagabend im Bene Jeschurum Tempel bei der Ordinationsfeier. Es waren an zwölfhundert Personen im Tempel, den feierlichen Act mit zu genießen. Herr Dr. Wolfenstein, Superintendent des Waisenhauses in Cleveland fungirte als Laureatsredner und erledigte sich dieser Aufgabe mit Glanz und Würde. Das Resultat der Prüfung wird von den Examinantoren an den Vorstand berichtet und wir wollen denselben nicht vorgreifen. Als beständiger Augenzeuge der Prüfung, drängte sich uns die Ueberzeugung auf, daß in keiner ähnlicheu Anstalt in Europa die Wissenschaft des Judenthums gründlich und methodischer behandelt wird als im Hebrew Union College. Das Hand in Hand Gehen der theologischen mit der academischen Bildung weckt die Geister, bildet den Verstand und reift die Vernunft zum selbstständigen Denken. Die elfte Jahresprüfung im H. U. C. hat abermals bewiesen, daß das Unmöglichscheinende, aus der amerikanischen Jugend Jünger der jüdischen Wissenschaft heranzubilden, zur unstreitbaren Realität geworden ist. Es [illegible] im jüdischen Geiste und wird auch in Amerika leben, solange es Juden giebt.

Herr Dr. Hahn aus Cleveland schreibt uns p rsönlich und Herr Dr. Samuel Hirsch aus Philadelphia schreibt an die Conferenz, daß sie mit unserer Ansicht über das Aufheben der Proselytenbescheidung übereinstimmen. Da Dr. Felsenthal von Chicago sich vor mehreren Jahren schon in einer Moncgraphie über diesen Gegenstand für die Abschaffung der genannten Ceremonie für erwachsene Proselyten ausgesprochen hat, folglich sind nebst Ariah di Modena und dem seligen Dr. Abraham Geiger vier sicherlich für die Abschaffung. Wir haben keine Gelegenheit gehabt, zu ermitteln, wie viele dagegen sind und aus welchen Gründen sie dagegen sind, man hat sich von gegnerischer Seite über diese Frage nicht ausgesprochen. Solange jedoch die Frage nicht von einer Rabbinerconferenz oder von einer Synode erledigt ist, müssen wir in der Praxis das bestehende rabbinische Gesetz als bestehend und bestimmend betrachten, da wir in allen allgemeinen Anordnungen als Norm festhalten בית דין יכול לבטל דברי ב״ד חבירו.

In den beiden Tempeln in Cincinnati predigten letzten Samstag: Herr Dr. Sale aus Chicago im Bene Jeschorum und Herr Dr. Schwab aus St. Joseph im Bene Israel Tempel vor sehr zahlreichen Gemeinden. Der diesen Predigern vorausgegangene Ruf lockte Viele in die Gotteshäuser und Alle gingen befriedigt nach Hause, denn die Reden wareu gediegen, schön und erbauend.

Daß Herr Rabbiner Joseph Krauskopf in Kansas City das Verlegen des Sabbath auf Sonntag in einer Predigt in Vorschlag gebracht haben soll, wie in einer lokalen Zeitung behauptet wird, glauben wir ebensowenig als wir daran glauben, daß Dr. Sonnenschein zum Unitarianismus übergehen wollte. Gravirende Anklagen, die einen Rabbi zum מומר לכל התורה כולה machen, müssen doch auf ganz andere als die vorliegenden Zeugnisse begründet sein.

Montag-Plaudereien

von

H. Zirndorf.

XXXV.

[Die Hebrew Union College-Woche.]

28. Juni 1886.

Diese Woche war dem Hebrew Union College fast vorzugsweise gewidmet: in unserer Rabbiner-Pflanzschule wurde zum elften Male die Jahresprüfung und Schlußfeier abgehalten. Eine Anstalt von solcher Tragweite und Nützlichkeit, welche durch die wechselnden Schickungen von elf Jahresringen gewandert ist, welche dergestalt die planetarische Zahl der Ptolomäischen Systems erreicht hat, kann in der That als in hohem Grade zukunftsfähig begrüßt werden. Von ihr darf behauptet werden, daß sie gleichsam die Kinderkrankheiten überwunden hat und sich nunmehr dem Ernste und der Würdigkeit der männlichen Jahre nähert.

Dennoch hat es mich einige Ueberwindung gekostet, die Thaten und Geschehnisse dieses ehrenfesten Hauses der Perspektive meines Plauderwinkels zu unterziehen. Denn bin ich nicht selbst ein verschwindend kleiner Theil dieses Lehrhauses? und kann man von Dingen mi Unbefangenheit reden, die so tiefgehend mit unserer Lebens- und Geistesökonomie verknüpft sind? Dieses Bedenken hat indeß vor einer sorgfältigen Betrachtungsweise nicht lange Stich halten können. Es ist ja am Ende gleichgültig, wer in diesen Schulzimmern die Geschichte lehrt und die israelitische Klio mit vertritt; wichtig aber ist es in der That, daß des College's Wesen und Thun in einer größeren Reihe von Skizzen und Besprechungen nicht übergangen werde.

Das College hat ein ernstes und in vielen Stücken schweres Jahr durchzemacht: ein Jahr des Hochwassers und der hochgehenden Sturmfluthen in menschlichen Entwürfen und Plänen, aber auch ein Jahr der Trockenheit und kargenden Menschenliebe. Es war dabei mehr als in einem Sinne ein Jahr des Parteigezänkes und der ungestümen Thatenthäterei; allein gearbeitet und gestrebt wurde dabei doch mit ruhigem Lehrer- und Schülerfleiße, und mit um so festerer Willenskraft, als es beinahe schien, als sollte der jüdischen Wissenschaft draußen in der weiten Welt ein Brach- und Feierjahr beschieden sein, und als gälte es, sich gegen diese Strömung des Indifferentismus mit erzener Berufstreue zu waffnen.

Und so kam die Prüfungswoche heran, und drei Männer von anerkannter Kompetenz und Tüchtigkeit, die Doktoren Sale von Chicago, Schwab von St. Joseph und Spitz von St. Louis waren gekommen, um als Prüfungskommissäre von den erzielten Resultaten Einsicht zu nehmen. Geprüft wurde sehr bestimmt und eingehend vom 22. bis zum 25. Juni, nicht in einer schablonenmäßig oberflächlichen Weise, sondern mit sichtender Kritik und genauester Feststellung des bei den Schülern erzielten Maßes von Begriffs Klarheit und wirklichem Wissen. Der Lehrkörper besteht bekanntlich außer dem Präsidenten, Dr. Wise, aus den Professoren Mielziner, Mannheimer, Davidson, Feldmann und meiner Wenigkeit; und das Programm ist so bemessen, daß man während eines viertägigen Examens so zu sagen eine Parforce-Promenade durch die bunten Gefilde der jüdischen Theologie und Wissenschaft anstellt. Man verweilt nicht lange genug, um in die Tiefen und inneren Feinheiten des Ascheri und Alfasie einen Blick thun zu können; allein Maimonides, Albo, die Tanaim und Amoraim, die aramäische Welt, die Bibel und ihre geharnischten Kommentatoren, dazu die Geschichte und der ganze Schriftschatz und die Beurkundung so vieler Thränen und Freuden und himmelstrebenden Hoffnungen: das alles passirt vor uns Revue und füllt den Geist des Betrachtenden mit welttiefen Gedanken und herzerhebenden Erinnerungen.

Der Art und Bedeutung dieser Schlußhandlung entspricht denn auch die lebhafte Szene, die sich in unserem Lehrhause an diesen Tagen abzuspielen pflegt. Unsere zahlreichen Freunde aus der Stadt und vom Lande, von denen viele sich mit einer unerklärlichen Schüchternheit während des Schuljahres von uns ferngehalten haben, — zwar ganz ohne Besuch sind wir niemals — sie nähern sich uns zu dieser Zeit mit allen Zeichen sinnigen Antheils.

Ein animirtes Wogen und Drängen von Einheimischen und Fremden belebt die Räume des wohlbekannten Hauses in der Sechsten Straße. Ich möchte wissen, was die bis zur Schläfrigkeit stille Nachbarschaft — eine Art degradirtes Westende oder ein durch Bahnhofruß und Fabrikrauch entthrontes Saint Germain verflossener Finanzlegitimisten — ich möchte wisien, was die Anwohner bei diesem Szenenwechsel und beständigen Kommen und Gehen sich wohl gedacht haben mögen.

Zwar an Leben und Rührigkeit hat es dem Lehrhause auch im vergangenen Jahre nicht gefehlt. Als nämlich die Mauern der McMickens Universität durch Feuerwuth während einer stürmischen Herbstnacht unbewohnbar gemacht wurden, da war es unser Beth-Hamidrasch, welches der Cincinnatier Alma Mater eine gastliche Zuflucht bot.

Joseph Salomon Delmedigo.

(Schluß.)

Die meisten positiven Ergebnisse und anregenden Gedanken finden wir in seinen mathematischen und astronomischen Schriften, die aber dabei eine Fülle von Bemerkungen über alle Gebiete des allgemeinen und besonders des biblischen Schriftthums enthalten, welche so vertheilt sind, daß sie auf den Gang tiefer wissenschaftlicher Untersuchungen wie zur Erfrischung wahre Blüthen des Stils und der geistreichen Wendungen streuen. Alles in der Welt, schreibt er, alles habe Maß und Zohl, nur sind diese uns nicht faßbar, ebenso wie der Staub der Erde und die Sterne des Himmels eine Zahl haben, nur an uns liegt es, daß wir sie nicht zählen können, weil der Staub nicht in gleichen Haufen überall ist und die Sterne nicht alle wahrgenommen werden. So sprach auch der Herr zu Abraham von den Sternen: „Siehe, ob du sie zählen kannst!“ .... Nach der Mathematik war die Kabbala sein Lieblingsstudium. Aber auch hier zeigte es, daß die Mathematik ihn überall leitete. Alles in der großen Welt ist in seinen Augen ein großer gewaltiger Kreis, der Mittelpunkt dieses Kreises ist der Schöpfer, dem alle gleich fern, Alle gleich nahe stehen. Der Mensch ist ein Punkt im großen Kreise des Alles, sein sittlicher Werth und seine Tugenden sind die Linien, die die Richtung und das Verhältniß des Menschen bezeichnen zu dem Mittelpunkte der Schöpfung. Das Sichtbare ist nur ein Zeichen, daß Bleibendes da sei, wie der geschriebene Punkt andeuten will, wo wir den wirklichen zu suchen haben. So, wir möchten sagen, mathematisirte Delmedigo die Kabbala.—

„Kein Zweifel,“ ruft er in seiner Schrift „die Allmacht des Herrn“ aus, „viele werden meine Ausführung für dreist und prahlerisch halten; allein ich mußte die Wunder Gottes verkünden. Gewiß, für den Menschen ist es besser, sich selbst und die Kammern seines Herzens zu kennen, als von den Höhen und Fernen draußen zu sprechen.... Aber was soll ich mit diesem Auge machen, das immer hinauf sieht zu den Sternen? .. Seit meiner Jugend habe ich es als Pflicht des flüchtigen Menschen angesehen, eine Spur zurückzulassen, ein Zeichen, daß er dagewesen sei.“

Von dem, was man ihm als Widerspruch anrechnet, muß alles ausscheiden, was auf spätere Handschriften sich stützt. Wenn einer in den unter seinen Auspicien gedruckten Werken ausgesprochenen Ansicht eine entgegengesetzte aus später aufgefundenen von einer fremden Hand stammenden Handschriften gegenübergestellt wird, so ist die Annahme einer Fälschung immerhin nicht unwahrscheinlicher, als daß ein Mann von unbestrittener Bedeutung in einem Werke das hätte verspotten sollen, was er in einem anderen und noch dazu fast um dieselbe Zeit als heilig und ehrwürdig bezeichnet. Das trifft besonders in einer Frage zu, die für die Beurtheilung des ganzen Menschen Delmedigo von höchster Wichtigkeit ist. In seinen gedruckten Schriften verherrlichte er die Lehren des Talmud bei jeder Gelegenheit, während eine an einen Karäer fast um dieselbe Zeit gerichtete ausgezeichnete literar-historische Abhandlung „Michtab Achus“ eine Stelle enthält, die eine scharfe Verurtheilung des Talmud und eine Verherrlichung des Karäerthums auf Kosten des talmudischen Judenthums enthält. — Die Thatsache jedoch, daß die Handschrift, in der diese Abhandlung erhalten ist, von den Karäern stammt, müßte schon zur Vorsicht mahnen. — Die Mahnung zu dieser Vorsicht wurde auch bereits von keinem Geringern als L. Zunz ausgesprochen. Seitdem haben wir erfahren, daß unter denjenigen, die in neuerer Zeit als Fälscher zur „größeren Ehre“ ihres Glaubens enthüllt wurden, kein Bekenntniß mit einer größeren Anzahl vertreten ist als das Karäerthum. Die Annahme läge daher nahe, daß auch in unseren „Achus“ ein Karäer diese Verherrlichung seines Glaubens einfügte. Die Gelegenheit wäre auch geschickt gewählt. Joseph Salomo Delmedigo ist mit Karäern befreundet—er war es auch mit Christen und Mohamedanern—er schreibt einen Brief literar-historischen Inhalts an einen Karäer und schreibt diesem natürlich nur über Dinge, die diesen interessiren, also von Allem, nur nicht von Talmud und Midrasch u. dgl.—Und der Schreiber ist Josef Salomo Delmedigo, einer der gefeiertesten Männer der rabbinischen Judenheit. Dieser war gestorben.... Man fand manchen Widerspruch in seinen Schriften. Die Versuchung war für einen Karäer, der den Niedergang seiner Sekte sah, also zu groß, zu nahe, der Erfolg zu sicher und die Mühe gar so gering. Vier bis fünf Zeilen ungefähr im Stile Delmedigos zu schreiben, war doch nicht allzu schwer. — Alles war geschickt gewählt: Personen, Raum und Zeit. Nur die Ausführung war ungeschickt. Man denke: Im Schlußwort zu dem Theil der Abhandlung, der die mathematische Wissenschaft und Literatur bespricht, schreibt Delmedigo: „Jedes gute Buch lies von Anfang bis ans Ende und du erfassest seinen Standpunkt. Heil dem Menschen, der auf mich hört. Heil dem, dessen Begabung ihm das ermöglicht!“ Das sind doch Worte, die deutlich genug das Gepräge des Abschließenden an sich tragen. Und hier fügt sich die Stelle ein, die mit den Worten beginnt: „Es ist kein Bedürfniß für die Schriften der Gemara, es wäre denn bei einem, der ein Tana oder Amora genannt sein wollte“ 2c. Und nach noch einigen Zeilen von derselben Geschmacklosigkeit beginnt die Abhandlung über — Sprachkunde.

Und als ob drr Karäer in seinem Eifer die Zeugen seiner Fälschung nicht schon genug verrathen hätte, giebt er uns ahnungslos noch einen an, indem er nicht nur die Werthlosigkeit der Gemara, sondern auch die der Midraschim und der „agadischen Gleichnisse“ mit den geschmackvollen Worten, daß sie „wie die Flügel von Ameisen“ seien, sich von Delmedigo bescheinigen läßt. Nein, nur der fanatische Haß eines Karäers konnte diesen barbarischen Ausdruck als passende Bezeichnung aller der zarten Poesie in den Midraschim ansehen, und der Eifer ist so blind, eine solche Aeußerung in den Mund Delmedigos zu legen, der geradezu schwärmerisch entzückt ist von den Schönheiten des Midrasch, auch in dunkel klingenden Worten der Agada eine tiefe Weisheit ahnt und, um nur ein Beispiel anzuführen, einmal mitten in einleitenden astronomischen Ausführungen über die Unermeßlichkeit des Weltalls ausruft: „Daraus lerne dein Ohr neigen den Worten des Talmud und halte nicht für übertrieben, daß sie von dreihundert und zehn Welten reden, die der Herr seineu Lieblingen schuf.“ Es bleibt daher kein Zweifel, daß aus dem Verzeichniß der Widersprüche bei Delmedigo das Wichtigste zu streichen sei, und wir können noch bekräftigend hinweisen auf fast dreißig Jahre, die Joseph Saloma Delmedigo nach Abfassung aller seiner vorhandenen Schriften als treuer frommer Bekenner des Judenthums in Deutschland lebte und überall Gegenstand der Verehrung seitens der größten rabbinischen Autoritäten war.

In Frankfurt erlosch in ihm für längere Zeit die Wanderlust. Er fand den inneren Frieden im Familienglück, das ihm hier beschieden war, und in seiner ärztlichen Thätigkeit, die in der Gemeinde Anerkennung fand. Der innere Sturm war das Element, das ihn in jungen Jahren zum Schreiben getrieben hatte. Die Unruhe hatte ihm die Feder geführt; sobald jene sich legte, fiel ihm diese aus der Hand. Er schreibt nicht mehr, wir hören von ihm nur, wenn Andere von ihm reden. Um das Jahr 1645 geht er nach Prag. Dort und in Worms, wo er wiederholt gesehen wurde, spricht man von ihm mit großer Verehrung. Und als er 1655 in Prag zur ewigen Ruhe einzieht, schreiben die Ueberlebenden, daß ein göttlicher Philosoph, ein mächtiger Heiler der Kranken in Joseph Salomon Delmedigo dahingegangen sei, der, „ein Gaon Israels“, die Gänge der Himmelsschaaren ebenso erforschte, wie die Tiefen des Lebens und der Thora.

Der Brand in Stryj.

Von Nathan Samuely.

Nun liegt es vor mir ein Trümmerhaufen, mein herzliebes Stryj, meine Geburtsstadt, mit der ich durch tausend Fäden verknüpft bin, in der ich die schönsten Jahre meiner Kindheit verträumt habe, wo die Gebeine aller derer ruhen, die mir so theuer waren, die Stätte, wo ich so viel gelacht und geweint, wo ich Eindrücke empfangen, die mich bis zu meiner letzten Stunde begleiten werden, und die wie Zauberflämmchen aus einer verklärten Welt vor mir auftauchen! Nun liegt dieses mir so theuere Stryj mit seinen Thürmchen, seinen uralten Synagogen, Kirchen und seinen niedlichen, im Schweizerstil gebauten Häuschen, die des Sommers aus Rosenwäldchen und buschigem Laube hervorlauschen, — es liegt vor mir, eine große, rauchende Ruine. Und die Bewohner, die lieben, guten Leute, ehrlich, wacker, handelsbeflissen, die durch ihre redliche Arbeit Vermögen erworben, die vor erst einer Stunde von Glück geträumt, sie sind jetzt Bettler, beraubt ihrer letzten Habe, viele von ihnen beraubt ihrer Frauen und Kinder, die unter dem Schutte als verkohlte Leichen liegen. —

Es ist schrecklich zu denken—diese ganze, furchtbare Katastrophe ist das Werk einer einzigen Stunde.... Und ich mußte sie mit eigenen Augen mitansehen, diese entsetzliche Verwüstung! Es war am Samstag, 18. April, in der ersten Nachmittagsstunde. Ich war in Stryj zu Gast, wo ich so gern in der Erinnerung, die an jede Scholle gebannt ist, nochmals meine Kindesjahre durchlebe. Im Kreise von Verwandten und Bekannten befand ich mich im Hause meiner Großmutter, wo ich einst das Licht der Welt erblickte. Die Wohnung besteht aus einer Flucht weiter, herrlicher Gemächer, mit reich tapezirten Wänden, jede von einem großen, goldumrahmten Spiegel zur Hälfte bedeckt. Alles, was Geschmack und Reichthum bietet, füllt hier die Räume: Spiegelschränke voll Kostbarkeiten, Sammt und Seidengarnituren im Renaissancestil, silberne Wanduhren, die jede neue Stunde mit klingendem Spiele ankündigen, Kronleuchter, Krystalhängelampen— wohin nur das Auge schaut, Pracht und Comfort. Aber noch erinnere ich mich der Zeit — ungefähr dreißig Jahre sind dahin — daß es hier ganz anders aussah. Die Wände waren kahl und uneben, die Zimmerdecke bestand aus kreuz und quer gelegten Balken und die Einrichtung — ein plumper Eichentisch von rohgezimmerten Bänken umringt, dazu eine kleine Oellampe, ein grüngestrichener Wäscheschrank, eine buntbemalte Kiste und einige Zinkgefäße, das war Alles. Da brach just im Jahre 1857 mitten in der Nacht ein verheerendes Feuer aus und äscherte fast alle Häuser der Stadt ein, meistens kleine, ärmliche Lehmhütten und auch dieses Haus, damals hier das größte, war ein Raub der Flammen geworden. Dazumal aber begann ein neuer Geist sich zu regen. Man sprach allgemein von großen, gewaltigen Wagen, die ohne Pferde die Welt durchkreisen, von einem elektrischen Drath, mittelst welchem man von einer Weltecke zur anderen spricht, und siehe, bevor ein halbes Jahr um war, erhoben sich nach und nach, wie ein Phönix aus der Asche, neue Prachtbauten, die dicht und immer dichter sich an einander reihten, und auch hier erstand aus dem Schutte ein neuer Prachtbau mit Facaden, Dachthürmchen, und schönen, herrlichen Gemächern, in welche Pracht und Herrlichkeit einzog. „Was Gott thut das ist wohlgethan,“ pflegte immer mein strenggläubiger Großvater zu sagen. „Auch dieser Brand, den Gott über die Stadt geschickt, ist ein Segen und kein Fluch!“

Das war die zweite Epoche, die ich in dieser meiner Geburtsstadt mitangesehen habe. Dreißig Jahre sind seither vorüber!

Jetzt sitze ich nun wieder zu Gast in meinem Elternhause, umgeben von Jugendgenossen, im trauten Gespräche und in beseligender Stimmung. In allen anderen Häusern, auch in den ärmsten, herrscht wohl heute dieselbe Gemüthlichkeit, denn der liebe Frühling, das schöne Peßachfest, soll ja in zwei Tagen einziehen. All' die Häuschen sind zu Ehren dieses Gastes spiegelblank aufgeputzt, gescheuert, gesäubert und weißübertüncht. Durch alle Fenster sieht man das saftige, sprießende Grün des jungen Lenzes, und, wie hier, tanzt wohl überall der schäkernde Sonnenstrahl und glitzert und hüpft und lacht, daß Einem das arme Herz voll wird, als hätte ein Stückchen Sonne sich hinein verirrt...

Doch horch, mitten in unsere beseligende Stimmung tönt in diesem Augenblick vom Stadtthurme ein unheimlicher Kling-Klang hinein — was bedeutet das?

Einer aus der Gesellschaft verläßt das Zimmer, um nachzusehen.

„Am äußersten Ende der Stadt,“ rapportirt er, bald wieder ins Zimmer tretend, „brennt irgend wo ein Bauerschuppen, — für die weite Umgebung ist keine Gefahr vorhanden, nur ist es auf einmal sehr windig geworden!“

Aber der dumpfe Kling-Klang läßt nicht nach, ja er wird von Minute zu Minute immer lauter und unheimlicher. Länger duldete es uns nicht im Zimmer, wir drängten hinaus.

In der Gasse ist es inzwischen rege geworden, der Ringplatz füllt sich immer mehr mit Menschen. Im weiten Umkreis jedoch ist keine Spur von Feuer zu sehen; aber der Wind pfeift und heult über die Straßen und treibt wilde Staubwolken auf, daß sich Einem eine Blende vor die Augen legt. Siehe, da plötzlich schießt es wie eine Feuerrackete durch die Luft, und bevor man es sich versieht, steht an der Ecke des Ringplatzes ein Haus in hellodernden Flammen. Die Windsbrant bläst und facht und treibt die Flammen hin und her, daß aus derselben Millionen Sterne emporfliegen, die sich nach verschiedenen Richtungen zerstrenen, und schon flackern auf hundert Häusern die Dächer, daß es knarrt und kracht, während ein dichter Qualm, die Augen blendend, zum flammenden Himmel emporsteigt. Ich eile zurück dem Hause zu, das ich erst vor einem Augenblick verlassen, aber o weh, aus den Fenstern speit ein Höllenfeuer heraus, und durch alle Ritzen und Thüren ergießen sich, wie Lavaströme, wildentfesselte Flammen...

Das Geheul, das Gebrüll der verzweifelten Menge vermengt sich mit dem Gezisch und dem Gerassel der gefräßigen Furie des Elements, die mit gieriger Zunge um sich leckt und alles verzehrt...

Seit einigen Minuten hört man kein Sturmgeläut mehr — der Stadtthurm ist vom Feuer ergriffen... Der hohe Thurm der Kirche flammt, eine wüste

Fackel, zum Himmel hinauf. Durch Thüren und alle Fenster lohet es wild hervor... Mit donnerndem Gekrach stürzt der vom F uer durchfressene Stadtthurm zu Boden. — Ein Holzstoß in der Nähe geräth in Flammen....

Inzwischen tanzt zerstörungslustig das wilde Element über die Dächer der Ringhäusern und der Nebengasse hin und wächst und schwillt ein furchtbarer Riese zu den Wolken empor.

„Rettung! Um des allbarmherzigen Gottes willen, Rettung, Rettung!"

Umsonst, Ihr Unglücklichen, Euer Schreien — hier giebt es keine Löschmannschaft. Dort, gespannt an einen faulen Gaul, schleppt sich langsam die bereits vermoderte Stadtspritze....Endlich steht sie vor einem der brennenden Häuser, — doch ehe sie einen Wassertropfen hervorbringt, erfaßt sie die Riesenflamme und im Nu ist sie selber ein verglimmender Aschenhaufen....

„Erbarmen! Erbarmen, Rettung! Um des Himmels Willen, Rettung!"

Sie stürzen, die Verzweifelten, jeder mit einer Kanne zum Brunnen, doch das furchtbare Element war vorsichtiger als sie. — Es hat bereits früher das Gehäuse eines jeden Brunnens mit wüthender Gewalt erfaßt, auch ist von einem Wassereimer nirgends mehr eine Spur zu sehen..

„Erbarmen! Erbarmen! Rettung!"

Dort stürzt ein junges Mädchen mit einem weißen Federbett auf dem Kopfe aus einem brennenden Hause. — Im Nu sieht man kein weißes Federbett mehr, sondern eine wirbelnde Flamme die heulend auf dem Boden sich herum wälzt und verglimmt.

„Rettung! Um des Himmels willen, Rettung!"

Eine Frau mit aufgelösten Haaren und fliegenden Kleidern, eine Rasende, stürzt sich heulend in das bereits brennende Haus. — ihre beiden Kinder sind dort zurückgeblieben.

Die verwirrte Menge rennt durcheinander, jeder mit sich etwas forttragend. Manche retten unnütze Gegenstände, die sie in ihren Wehen für Schätze halten. Der eine hält mit beiden Händen ein Stückchen Brett fest, ein zweiter einen zerrissenen Pantoffel und ein dritter ein zerbrochenes Tongefäß, und sie rennen besessen die Straße herunter, schreiend und wehjammernd — wohin? Sie wissen es selber nicht. Die Kerkerthüren sind geöffnet — alle Strolche der Stadt gewinnen die Freiheit.

Es giebt Schlachthyänen — es giebt auch Brandhyänen. Dort rennt einer aus einem in Brand gerathenen Hause, — plötzlich fährt ein wuchtiger, betäubender Schlag ihm vor die Augen, und in demselben Augenblick war Uhr und Geldbörse — sein einziges Hab und Gut — ihm aus den Taschen verschwunden.

Eine Frau trägt mit sich eine Kiste Silber. Kaum hat sie mit derselben ein paar Schritte gethan, wirft sie eine unbekannte Hand auf's Angesicht zu Boden, und als sie sich aufrafft, war von der Kiste keine Spur mehr.

„Wer war es?...." Um sie wogt und brandet es, eine verzweifelte, dahinstürzende Menschenmenge.

Der Wind rast, pfeift und heult eine wüste Musik und das wilde Element tanzt toll über Dächer, Thürme und Synagogenkuppel....

Wohin laufen? Wohin sich retten?

In allen Straßen, von allen Dächern lodern die Flammen hoch empor — es brennt der Himmel, die Luft, die Erde. Alle Düngerhaufen bilden Feuerhügel, die wie Vulkane verheerende Gluthen ausströmen.

Wie eine reißende Lawine wälzt sich die brausende Menge dahin. Brennende Trümmerstücke, Asche, Akten fliegen wie Sturmvögel in der Luft....

ist die zweite Mittagsstunde. Di Sonne liegt hinter den Wolken versteckt, als wollte sie das scheußliche Schauspiel nicht länger ansehen, — der Mond tritt an d m verfinsterten Himmel hervor, voll und ganz, ein gespenstiches Aug', das von Oben auf das riesengroße Elend der armen Menschenkinder herabsieht.

Es ist wieder Windesstille. Die wilde Bestie des Elementes hat ausgetobt. Sie hat heißhungrig Alles verschlungen, was zu verschlingen war. Wie von der großen Arbeit erschöpft, kauert sie dort sattgefressen zwischen Ruinen und Trümmern und verzehrt schnaubend die letzten Ueberreste, die sie sich zum Dessert zurückgelassen.

Welch ein erstickender Dampf, welch penetranter Geruch von siedendem Zink, Messing, Zucker und verzehrten Menschenknochen.... Die Stadt, so weit das Auge sehen kann, liegt da, eine rauchende, dampfende Ruine. — In kaum einer Stunde hat das wüthende Element sein großes Zerstörungswerk vollbracht.

O, die armen, die unglücklichen, die jammervollen Menschen!

Vor seinem in Schutt verwandelten Hause steht dort Einer. In seinem Gesichte ist ein Zug von Trost zu lesen. Wenn auch sein Herd verbrannt ist,—seine Familie ist gerettet, und auch sein großes, schwererworbenes Vermögen, es liegt dort wohlbewahrt in dem Kassekasten, den er getrost mitten in den Flammen zurückgelassen — er ist ja feuerfest. Jetzt hat er ihn vor sich. Er versucht ihn zu öffnen; doch es geht schwer, das Schloß hat sich verschoben. Doch kaum hat er geöffnet, da taumelt er erblaßt zurück, — es dampft ihm Angebranntes entgegen, und Entesetzen — Juwelen, Schmucksachen, Werthpapiere, hunderte und tausende Banknoten, Alles ist verkohlt, fliegt als Asche empor.

Dort wieder rast ein Mann durch die Straßen, er stürzt von einem zum anderen mit der hastigen Frage: „Mein Weib, meine beiden Kinder, haben Sie sie nicht gesehen?" Niemand antwortet ihm, jeder ist mit sich beschäftigt. Und immer weiter stürmt er, immer hastiger und verzweifelter: „Mein Weib, meine beiden Kinder, wo findet man sie?" O, der Ungeduldige! Man wird sie ja schon finden. — wenn man nur anfinge, den Schutt aufzurühren. —

Vor einem Hause liegt eine Frau todt Sie ist, unbeachtet von den andern, auf der Gasse vor Entsetzen vom Schlage gerührt worden...

Vor dem verbrannten Hospitale liegen auf Betten die Kranken, die man beim Beginn des Brandes herausgerettet. Einige von ihnen rühren sich nicht mehr. Der Schreck hat ihren schwachen Lebensfaden zerrissen....

Die Menge rennt noch immer, sie weiß nicht wohin — sie rennt über verkohlte Leichen, die auf der Straße liegen,—doch wer hat Zeit, sich darum zu kümmern?

Durch die verwüstete Stadt ertönt in diesem Augenblick ein schriller Pfiff der Locomotive. Der Eisenbahnzug ist soeben angelangt und mit ihm Rettung — von der Nachbarstadt dreißig Löschmänner versehen mit Spritzschläuchen, Strickleitern und anderen Rettungsrequisiten... Etwas zu spät, meine guten Herren, das ungeduldige Element hat auf Euch nicht warten wollen, — es ist inzwischen mit seinem großen Zerstörungswerke fertig geworden. Aber einige Minuten später dampft wieder ein Zug ab und mit ihm vollbepackt ein unheimliches, wüstes Gesindel, die Brandhyänen, auch sie sind fertig.

Die Nacht bricht jäh heran, schwarz, doch lange nicht so düster und schwarz, wie es da unten in den Herzen der armen Menschenkinder aussieht. Da stehen sie in dichten Haufen die jammervollen Geschöpfe, die erst heute von Glück geträumt — Greise, Jünglinge, Männer und Frauen. — Mütter mit Säuglingen an der Brust, alle verbannt von ihrem Herde, der zu einem Aschenhaufen geworden, alle entblößt ihres Vermögens, ihrer Kleider, ihrer Hoffnungen, alle ausgesetzt der Noth, dem Hunger, dem kalten Nachtwind. — Was werden sie jetzt anfangen, die armen Obdachslosen? Müssen diese Kinder, diese armen, unschuldigen Würmchen in Noth und Elend verkommen?

Ich irrte zwischen den rauchenden Ruinen umher, und nun stehe ich wieder vor dem Elternhaus, wo ich erst heute so beseligende Stunden verlebt. Es ist eine Ruine. Aus dem Schutte glimmte es flimmernd hervor, wie Augen einer tückischen Schlange. Durch die verbrannten Oeffnungen, welche einst Fenster gewesen, starrt Grausen und Entsetzen. Alles, was ich hier seit meiner Kindheit verlebt, zieht nochmals an mir vorüber, alles Heitere und Traurige. Hier habe ich meine Eltern glücklich gesehen, hier sah ich sie auch sterben. Viele meiner Lieben verlobten sich, heiratheten hier, hier lachten, hier weinten sie, wie ich, hier erblickten viele von ihnen das Licht der Welt, und wie manches theuere Aug' sah ich schon hier im Tode brechen! Und dieses Haus selber, ich sah es schon einmal in Trümmern, ich sah es dann wieder erblühen, erstehen. — Jetzt liegt es wieder vor mir, ein Schutthaufen, eine Ruine. — —

O, Du liebes, Du theures Elternhaus, bist Du jetzt schon dem Sterben geweiht, oder kommt noch über Dich eine neue, eine zweite Verjüngungsepoche?! —

(Aus der „Allg. Ztg. d. Judenthums.")

Die Jagd nach dem Glücke.

Es ist wahrlich kein ehrenvolles Zeugniß, sagte mein Freund zu mir auf einem Spaziergange, für unsre Zeit, daß sie sich als ein Spruch- und Wahrwort den „Kampf um's Dasein" hat aufdrängen lassen. Dies ist ja doch nur ein Ausfluß der pessimistischen Naturwissenschaft und der pessimistischen Philosophie, die beide den Menschen dem Thiere gleichzustellen trachten. Denn Pflanze und Thier, das gebe ich zu, kämpfen den Kampf ums Dasein geg n die Elemente, gegen die Thiere und gegen den Hunger. Aber ein Blick auf das Thun und Lassen der Menschen, auf die Ziele, die sie sich stecken, auf die Zwecke, die sie verfolgen, zeigt doch hinlänglich, daß es sich bei den meisten von ihnen doch um etwas ganz Anderes handelt, als um den Kampf um's Dasein, d. h. um die Befriedigung der zum Dasein unmittelbar nothwendigen Bedürfnisse. Es gehören hierhin nicht einmal höhere Ziele und Zwecke; wer nach Reichthum strebt oder auch nur nach mehr Besitzt als er nöthig hat, wer Ehren, Bereicherung seines Wissens und Könnens strebt ff., der geht weit über den Kampf ums Dasein hinaus. Dahingegen mache ich das in früheren Zeiten gültige Wort, der Mensch befinde sich immerdar auf „der Jagd nach dem Glück," oder nach einem Stück Glück, wieder geltend. Das ist wahr und des Menschen nicht unwerth.

Dagegen möchte ich einwended, erwiderte ich, daß es doch viele Menschen giebt, welche an dem Glück verzweifeln und deshalb die Jagd nach ihm aufgeben, so daß dein „immerdar" nicht paßt.

Allerdings mögen einige, denen das ersehnte Glück zu erreichen nicht gelingt, ermüden und daran verzweifeln. Sie sind wie die Sonntagsjäger, die vergebens nach dem Wilde schießen und fehlen; sie werfen die Flinte mißmuthig über den Rücken und gehen grollend durch den Wald. Aber sie waren doch auf der Jagd und laß ihnen nur ein Stück Wild bequem vor die Augen kommen, schnell reißen sie die Büchse wieder herum, zielen und schießen; ob es ihnen besser gelingt, ist die Frage.

Das lasse ich gelten; aber ich habe doch Menschen genug getroffen, welche am liebsten unthätig und lässig sind und die vor Allem die Ruhe lieben und nur, wenn sie gezwungen sind, sorgen und arbeiten.

Nun, Theuerster, so sind diese auf der Jagd nach Ruhe. Sie finden ihr Glück in der Stille, in der Sorglosigkeit, in der Ruhe, und werden sie vom Wirbelwind des Lebens ergriffen, so geht ihr Sinnen und Streben danach, herauszukommen und sich wieder der Windstille zu erfreuen.

Dann fragt es sich aber, warf ich ein, was Glück sei? Bei dem „Kampf ums Dasein" weiß ich doch sicher, was dies bedeutet. Man will bestehen und leben bleiben und wehrt sich gegen Alles, was dies zu beeinträchtigen fähig ist oder scheint. Aber was ist Glück? Jeder verstehet und denkt sich etwas Anderes darunter, und erreicht er es je? Glück ist also ein Schemen, eine Fata Morgana, die uns vorschwebt in unsichern Umrissen und nach der zu jagen doch auch des Menschen nicht würdig scheint. Wie viele Enttäuschung, wie viele vergebliche Hoffnung und Erwartung!

Was Du sagst, mag wahr sein, aber trifft nicht zu. Glück ist die Befriedigung dessen, was man wünscht. Worin dieser Wunsch, dieses Verlangen, dieses Glück besteht, ist für die Erscheinung an sich völlig gleichgültig, erst vom sittlichen Standpunkte aus erhält es eine Bedeutung. Der Mensch wünscht etwas, sehnt sich nach etwas, strebt mit allen Kräften danach und dies ist Jagd nach dem Glück. Worin dies bestehe, erkält, wie gesagt, nur durch seinen sittlichen Gehalt einen höheren oder minderen Werth. Jedenfalls ist es ein unschätzbarer Vorzug des Menschen, sich einen Zustand zu denken, in den er versetzt zu werden trachtet und strebt, und dies macht ihn des Menschendaseins würdig. Nun erst kommt die sittliche Frage. Diese hat aber ein zweifaches Moment, nämlich den Gegenstand des erstrebten Glückes und die zur Erreichung desselben verwendeten Mittel. Es ist von großer sittlicher Bedeutung, worin der Mensch das Ziel seines Strebens setzt; aber ich sage dir offen, daß die Mittel, die er anwendet, von viel größerer sittlicher Bedeutung sind, als der Inhalt seines Zieles. Auf dem Gebiete der Sittlichkeit heiligt der Zweck niemals die Mittel, aber umgekehrt können die angewendeten Mittel selbst einen sittlich gleichgültigen Zweck heiligen.

Da bin ich begierig, den Beweis zu hören.

Wir waren unterdeß am Ziele unseres Spazierganges angelangt. Es war ein mäßig hoher Hügel, auf dessen Gipfel eine Ruhebank angebracht war unter einer schattigen Linde. Sie stand gerade in der Blüthe und ihr süßer Duft erfüllte die Athmosphäre. Von dieser Bank aus hatte man die Aussicht auf ein nicht großes Thal, in welchem Feld und Wiese wechselten, von einem klaren murmelndenden Bächlein durchschnitten; ringsum erhoben sich wieder Hügel, zum Theil von Wald bedeckt und in weiter Ferne erblickte man die Spitzen höherer Berge. Hier ließen wir uns nieder, um unser Gespräch fortzusetzen.

Es soll mir nicht schwer werden, sagte mein Freund, den Beweis für meine Behauptung zu bringen. Was denkst du dir unter „wohlerworbenem Besitz oder Reichthum?" An und für sich wirst du Besitz und Reichthum keinen besonderen sittlichen Werth zuschreiben. Man könnte sogar, wie es schon viele weise Männer gethan, Besitz und Reichthum für verächtlich erklären. Ich bin nicht der Meinung. Das Verlangen nach Besitz ist dem Menschen angeboren, denn schon das seiner noch unbewußte Kind streckt das Aerm-

chen nach dem aus, was vor seinen Augen erscheint und will es sich aneigenen. Alles aber, was in der Natur des Menschen liegt, hat einen zweifelhaften Werth, weil es nach der besseren oder nach der schlimmeren Seite sich wenden kann, aber gerade darum ist es ein wesentlicher Bestandtheil des Menschen und an sich nicht zu verachten. Den Besitz aber, der durch Arbeitsamkeit, redliche Thätigkeit, Ordnung und Sparsamkeit erworben wird, flößt uns Achtung ein und wir nennen ihn wohlerworben. Wir zeichnen den Besitzer als einen würdigen, trefflichen Menschen aus. Hier sind es also die angewendeten Mittel, welche für den an sich sittlich gleichgültigen Zweck eintreten und ihn gewissermaßen heiligen. Thätigkeit, Redlichkeit, Ordnung und Sparsamkeit sind höchst achtbare Tugend, denen nachzustreben den Menschen adelt. Ja, selbst wenn es ein Irrthum ist, worin Jemand das Ziel seiner Wünsche erblickt, und dies geschieht ja nur allzu oft, so ist er entschuldigt, wenn die Mittel, die er zu Erreichung seines Zieles anwendet, ehrenvoll und auf die Entwickelung seiner besten Kräfte günstig einwirkend sind. Hingegen wird es dem, der ein hohes Ziel erreicht hat, nicht verziehen, wenn er schlechte, trügerische, sündige Mittel durchgeführt hat.

Wenn ich dies Alles als richtig erkenne, so müssen wir doch sagen, daß es ein sehr fragliches Ding um dieses Wesen um diese Bestimmung des Menschen ist, nach Glück zu jagen. Denn zunächst fragt es sich, ob er nicht in den meisten Fällen in dem irrt, was er für ein Glück hält, ferner ob er nicht durch sein heißes Verlangen zu Fehltritten verleitet wird, und endlich wenn er das vermeintliche Glück erreicht hat, wie schnell ist seine Befriedigung verflogen und er setzt sich nach mehr oder nach Anderem in neue Bewegung; oder endlich es wird ihm das, was er soeben erreicht hat, wieder genommen und zu einem schwer beseufzten Schatten.

Ja, mein Freund, wenn das, was der Mensch Glück nennt, auch seine Bestimmung ausmachte. Aber das ist diese nicht im Geringsten. Schon daß wir so leicht mit dem was unsre Sehnsucht bildet, in Irrthum verfallen, daß die Erreichung desselben so schwierig und daß es schließlich so überaus vergänglich ist, erweist, daß es unsere Bestimmung nicht sein kann. Diese besteht vielmehr in der Entfaltung unserer Kräfte, in deren Verwendung und Steigerung, selbstverständlich nach der Seite des Rechts und der Pflicht. Hierzu aber müssen wir angereizt und angeregt werden und dies kann wiederum nur dadurch geschehen, daß uns irgend Etwas als Ideal vorschwebt, das zu Erreichen wir eben alle unsre Kräfte in Bewegung und Thätigkeit setzen. Die Jagd nach Glück bedeutet also an sich nichts Anderes, als die kräftige Anstrengung und dadurch zu erreichende Entfaltung und Steigerung unsere Kräfte nach einem uns vorschwebenden Ziele hin.

Aber in diesem Gewirre von menschlichen Zielen und Zwecken, was soll uns da leiten? Welchen nachhaltigen Rath kannst du ertheilen?

Mein Freund schwieg einige Zeit. Dann blickte er auf und um sich und hob an: Sieh dich hier um, theurer Freund. Wir sehen von diesem Hügel in ein anmuthiges, liebliches, aber beschränktes Thal. Die Wiesen mit ihrer frischen Blumenpracht, die Felder mit den aufschießenden Saaten, das Silberband des Flüßchens, das sie durchrieselt, der Wald auf den Hügeln mit dem üppig hervorbrechenden Grün seines Laubes, alles dies ergötzt uns, erfreut das Herz, so geringen Umfangs hier auch unsre Ausschau ist. Wie aber, wenn wir uns auf die hohen Spitzen über dem zackigen Felsenkamm, die dort aus weiter Ferne oben über die Hügel blicken, versetzen—welch ganz andere Aussicht würde uns da erwarten! In das Gewirre der Berge, in tiefe Schluchten mit ihren Wasserstürzen und aufragenden Felsen, weithin über die Ebenen und ihr mannigfaltiges Gefüge, ja über die Küste des Meeres auf die brandenden Wogen, die diese umgürten, welch ein Blick über eine halbe Welt! Welche Schwierigkeiten und Mühsale, welcher gefährliche Aufstieg an Felsen und Eiswänden, welche Erschöpfung an Kräften würde es kosten, um dahin zu gelangen. Und wenn wir es erreichten, wer sagt uns, ob nicht die Nebel aus den Thälern um die Gipfel der Berge verhüllende Wolken gebildet, daß, endlich oben angelangt, Alles unseren Augen verschleiert ist, oder ob nicht droben der Sturm rast, daß wir uns nicht halten können und eilig wieder nach unten steigen müssen .... Darum hinweg mit der Sehnsucht nach drüben und droben! Hier ist es schön, so laß uns genießen, was die Natur uns bietet, sie, die im Kleinen so groß und herrlich ist wie majestätisch im Großen. Und nun, Freund, wirst du mich vollständig begreifen, wenn ich sage: auf dieser Jagd nach Glück muß mitten in dem Vorwärtsstreben, das uns von dem ersten Erwachen des Bewußtseines bis zu dessen Erlöschen beseelen soll, die Selbstbeschränkung unsre Führerin, unsre Rathgeberin, der Maßstab sein, mit welchem wir unser Wollen und Können abmessen und gestalten. Wer in der Jugend sich vornimmt, als Philosoph die Weltprobleme zu lösen, als Künstler alle Meister der Gegenwart zu überflügeln und sich jenen an die Seite zu stellen, welche die Ruhmeshelden der Vergangenheit sind, oder schon am Anfang seiner Laufbahn die höchsten Ehren und Würden in Staat und Gesellschaft zu erringen, oder als Handlungsgehülfe von zahllosen Geschäften, Speculationen und Millionen träumt — der wird bald sich sehr unglücklich fühlen, bald erlahmen und entweder untergehen oder in der Selbstverblendung über den Werth seiner Erzeugnisse sehr mittelmäßig bleiben, bis ihm die unerbittliche Welt auch noch die letzte Täuschung nimmt. Denn nur sehr Wenige erreichen die Höhe; die Anderen bleiben zurück auf der einen oder der anderen Stufe des Berges. Also Selbstbeschränkung in der Meinung von seinen Fähigkeiten und Talenten, in der Wahl der Mittel, in dem Vorwärtseilen, in den Aussichten, die man sich schafft. Ich weiß sehr wohl, daß die Jugend ohne ein gewisses Maß von Selbstvertrauen nicht vorwärts kommt. Aber Selbstüberschätzung wagt sich an Unternehmungen, denen man nicht gewachsen ist, an denen man vergebens seine Kräfte erschöpft, und die Folge ist, Verzagtheit und Verbitterung, Mißtrauen gegen die Menschen, da man diesen das Scheitern und Verkennen zuschreibt, Erschlaffung.

Da bist du denn also zu dem gelangt, was schon unsere Weisen in dem Satze aussprechen: „Wer ist glücklich? Der sich seines Looses freut," d. i. dessen, was er hat und ist.

Doch nicht, lieber Freund, es ist dies ein schöner Sittenspruch, aber für die Menschen wenig verwendbar. Zuerst neigt ihre Natur wenig zu dieser Genügsamkeit, namentlich nicht in unserer Zeit. Hat man Etwas, will man mehr; ist man Etwas, will man höher hinaus. Und die Natur zu bezwingen, gelingt gar Wenigen. Alsdann würde diese Genügsamkeit dem Vorwärtsstreben, dem steten Schaffen Abbruch thun, und so Vieles verloren gehen, was für Menschheit und Menschen nützlich und förderlich ist. Endlich würden vielfache Umstände eintreten, welche diese Zufriedenheit stören und verhindern. Da wachsen die Bedürfnisse der Familie da kommt Krankheit, Krieg, Mißwachs und mannigfaches Mißgeschick, welche den Menschen aus seinem Frieden und seiner Ruhe aufstören und ihn zu mühevollster Anstrengung zwingen. Solche Genügsamkeit, solche Freude an seinem Loose ist dem Menschen nur in einigen Augenblicken, gewissermaßen in dem Pausen des Lebens gestattet. Aber die Selbstbeschränkung, wenn wir sie uns zu eigen machen, wenn wir sie in der Jugend, im Mannesalter und als Greise üben, verläßt uns niemals, erhellt unsre Augen, leitet unsre Schritte und sichert uns unter allen Umständen einen gewissen Erfolg. Sie ist vielleicht eine Art Kunst, die wir uns erwerben müssen; aber jede Geschicklichkeit, sei sie manuell oder seelisch, muß der Mensch erwerben, kann er seinen Anlagen und Neigungen abgewinnen, er muß es nur ernstlich wollen.

Die Sonne begann hinter den Wolkensaum zu verschwinden; eine kühlere Abendluft strich über den Gipfel des Hügels. Wir erhoben uns und gingen nach der Stadt zurück.

Ausland.

Berlin, 6. Juni.—Von dem streng kirchlich gesinnten Dorpater Professor Alexander von Oettinger ist soeben bei Dunker & Humblot in Leipzig eine kleine Schrift unter dem Titel „Was heißt christlich sozial?" erschienen. Der Verfasser ist ein Gesinnungsgenosse des Herrn Stöcker, trotzdem aber verurtheilt er dessen Agitationen. Dem „Berliner Tageblatt," welches dem Oettinger'schen Schriftchen einen Leitartikel widmet, entnehme ich die folgenden bezeichnenden Auszüge aus dieser Schrift. Herr Oettinger sagt von Stöcker: „In letzterer Beziehung hat sein leidenschaftliches Parteitreiben, sein Mangel an Besonnenheit, seine unheilvolle Vermischung von evangelischem Christenthum und weltlicher Sozialpolitik der Sache des Reiches Gottes auch unberechenbaren Schaden zugefügt, manches ehrlich suchende Gemüth abgeschreckt, durch öffentlichen Prozeßskandal Aergerniß gegeben und die öffentliche Meinung irre geführt." Und ferner: „Wenn man, wie Stöcker will, nach Grundsätzen des Evangeliums die sozialpolitischen Zeitfragen zu lösen und im Berliner „Eiskeller" unter „Bravo" johlenden Massen mit Worten der heiligen Schrift Parteipolitik zu treiben und Wahlagitation zu befördern sucht, so ist das keine christliche Praxis. Will er Politik treiben, so quittire er sein Predigtamt, oder vermeide es wenigstens, als Christ und Pastor zu agitiren; will er Seelsorger und christlicher Missionär sein, so lasse er die damagogischen Umtriebe und träume nicht mit seinen vielen Gesinnungsgenossen von einer spezifisch christlichen Sozialpolitik." (Jeschurun.)

Wien, 4. Juni. — Die öfters bestrafte, von Wien ausgewiesene elegante Taschendieben Johanna Scherian, kehrte im Oktober v. J. aus München, von wo sie auch nach Abbüßung einer neunmonatlichen Gefängenißstrafe ausgewiesen wurde, wieder nach Wien zurück. In der Garderobe der Hofoper verübte sie eine Reihe von Taschendiebstählen und wurde schließlich wieder verhaftet. Am 31. Mai d. J. wurde sie vor einem Erkenntniß-Senate wegen Taschendiebstahls, Falschmeldung und verbotener Rückkehr angeklagt. Der Gerichtshof erkannte sie schuldig und verurtheilte sie zu achtzehn Monaten schweren Kerkers. Frau Johanna Scherian ist die würdige Ehehälfte des antisemitischen Schriftstellers Martin Scherian, der gleichfalls öfters wegen Taschendiebstahls abgestraft ist und derzeit wegen eines bei der Kaiser-Entrevue in Kremsier verübten Diebstahls in der Strafanstalt Mürau eine achtzehnmonatliche schwere Kerkerstrafe zu verbüßen hat. Weun wir fleißig die Gerichtsverhandlung lesen, werden wir unsere Feinde näher kennen lernen.

Prerau, 4. Juni. — Das halbamtliche Blatt erhielt folgende Mittheilung aus Prerau: Vor etwa vier Monaten verschwand ein christliches Dienstmädchen, Namens Josephine Hlouschek, aus Prerau, und deren Dienstgeber, der israelitische Lehrer Pollak, wurde vom Pöbel beschuldigt, die Hlouschek im Keller ermordet zu haben, weshalb seinerzeit vor der Wohnung Pollak's Zusammenrottungen stattfanden. Einige Personen wollten sogar die Leiche der Hlouschek im Keller gesehen haben. Trotz energischer Nachforschungen blieb das Mädchen verschollen, bis am 30. Mai das Bezirksgericht Prerau vom Olmützer Bezirksgericht verständigt wurde, daß die Hlouschek in Olmütz wegen Diebstahl verhaftet sei.

Bukarest, 6. Juni. — Aus Jassy wird gemeldet, daß während der letzten zwei Wochen etwa 120 jüdische Familien via Hamburg nach Amerika ausgewandert sind.

Petersburg, 20. Mai. — Professor Botkin machte am 4. März in seiner medizinischen Vorlesung seinem Auditorium eine sehr merkwürdige Mittheilung. Seit langen Jahren, sagte er, habe er die Beobachtung gemacht, daß die Schwindsüchtigen jüdischer Konfession fast immer weit über die Zeit hinaus am Leben bleiben, die ihnen auf Grund der wissenschaftlichen medizinischen Erfahrungen prognostizirt wird. Die Frage nach der Ursache dieser Erscheinung ließ er offen, doch glaube er sicher, daß in der Constitution der Bekenner des Judenthums ein Element vorhanden sei, das der Schwindsucht länger Widerstand zu leisten vermag.

Aus **Wilna** wird berichtet, daß die Zahl der Auswanderungslustigen unter der dortigen jüdischen Bevölkerung täglich im Wachsen begriffen ist. Vergebens ist es, daß man ihnen die üblen Nachrichten vergegenwärtigt, welche über das Schicksal eines erheblichen Theiles der ihnen nach Amerika Vorausgegangenen einlaufen. Sie lassen sich in ihrem Entschlusse nicht wankend machen. Wir haben nichts zu verlieren, sagen sie. Aerger als jetzt hier kann es uns auch dort nicht ergehen. Kommen wir dort elend um, so erfüllt sich an uns nur das Geschick, das unser auch hier harrte.

Jerusalem. Pfeffer — ein pikantes Gewürz. Am letzten Peßachfeste mußte sich mancher den Genuß dieses Gewürzes versagen, und zwar, weil Pfeffer für „Chamez" erklärt wurde. Wie wir hören wäre einem Rabbiner in Deutschland aus Bonyhard in Ungarn Pfeffer, der bekanntlich in Indien wächst, eingeschickt worden, welcher aus Mehl-Teig hergestellt zu sein schien. Wegen dieses einem deutschen Rabbiner zweifelhaft erschienenen Bonyharder Pfeffers haben unsere Chachams allen Pfeffer Indiens für Peßach außer Function gesetzt!

China. — Einer der merkwürdigsten Zweige des über die ganze Erdoberfläche verbreiteten jüdischen Stammes ist zweifelsohne die in der chinesischen Stadt Kai-fong-fu am Hoang-ho (Gelben Fluß) befindliche Gemeinde, die, trotzdem sie schon seit nahezu zwei Jahrtausenden unter einer heidnischen Bevölkerung und einer eben solchen Regierung lebt und ringsherum auf Hunderte von Meilen von dem mongolischen Volksstamme eingeschlossen ist, so daß jede Verbindung zwischen ihr und der übrigen jüdischen Welt naturgemäß gänzlich aufhören mußte, noch heute fest und unerschütterlich an dem Glauben ihrer Väter hält und sich noch heute zur Lehre Mosis (jüdisch-chinesisch: Mu-tzo) bekennt.

Verlobungen.

Davis—Goldman. Herr Joseph M. Davis von Minneapolis, Minn., vormals in Cincinnati, O., mit Frl. Rosa Goldman von Toledo, O.

Was die Wissenschaft sagt.

Der furchtbare und wundervolle Mechanismus des menschlichen Systems genau gezeichnet.

(In den editoriellen Spalten des New Yorker Analysten H. Lassing, Editor, ist die folgende schöne Beschreibung der Verrichtungen des menschlichen Systems geschrieben.)

Der Mensch ist die größte chemische Werkstätte. Vergrößert die kleinste Zelle des Leibes und was für eine Thätigkeit entfaltet sich vor den Augen: unzählige Kammern, in welchen die Luft-Kügelchen sind, Massen von festen Stoffen, Kügelchen von gefärbten Flüssigkeiten; nur ein Blitzstrahl kommt, das Ganze ist aufgezehrt und die nothwendige Wärme durchströmt alle Theile des Systems. Die electrischen Kräfte erzeugen sich ebenso und werden fortgeführt auf das Gehirn, die Muskeln und die verschiedenen Nerven Centren.

In einer andern Abtheilung von einer Million von Kammern finden wir verschiedene Gase und Dämpfe. Die chemicalische Thätigkeit derselben verändert und reinigt die Lungen und die Haut. Das Blut, wir sagen es oft, ist ein großer lebendiger Fluß.

In demselben circuliren Massen, welche die Luft in den Lungen nicht wegbringt: Stücke von Kalt, Weinstein und Knochen-Asche, Fasern von Eiweiß, Tropfen von Zuckersaft und Theile von Alkohol. Wozu sind diese wüsten Massen bestimmt? Beginne wo du willst in diesem großen Strom, du mußt gelangen zu der Reinigungsstätte des Systems. Hier ist alle Thätigkeit und neue unsichtbare Kräfte erstrecken sich daraus in den Strom, ergreifen und führen diese Masse von Abfällen in weite Gräben, von dort in einen kleineren Behälter und endlich in ein größeres Becken, welches regelmäßig seines Inhalts entleert wird.

Diese Ausscheidung von Kalt, Urin-Säure und anderen unnützen Stoffen aus dem Blute ohne Beraubung eines Theiles der Lebensflüssigkeit übersteigt die menschliche Fassungskraft. In der Gesundheit geht dieser Reinigungs-Prozeß des Blutes ohne unsere Kenntniß vor sich. Die Organe, durch welche die treuesten Dienste geschehen, verrichten ihre Arbeit schweigend, so lange die Gesundheit anhält.

Die Leute warten seltsamerweise bis der Schmerz einen Nerven ergreift, bevor sie zugeben, daß sie irgend ein Leiden haben. Sie wissen nicht, daß der Schmerz hauptsächlich im Aeßern und nicht im Innern des Leibes sich fühlbar macht: Eine gewisse Lage der Nerven verbindet die Blut-Reinigungs-Organe mit dem Gehirn. Sie mögen nicht nagen und beißen, wie es der Zahnschmerz oder ein Riß thun, aber sie vermitteln regelmäßig den stillen Report. Wenn diese Organe verfehlen, diese Nerven zu bestimmen das Blut von dem Nacken und dem Gesicht wegzuziehen, indem es die Lippen und das Weiße des Auges verläßt, ergrißt sich Urin-Säure-Gift in den kleinsten Adern und die Haut wird grau, gelb oder braun. Sie verhindert ebenso die Reinigung des Blutes in den Lungen und verursacht die Lungenkrankheiten, Ermüdung und Schmerzen. Wo ist der Genuß vollständiger Gesundheit besonders in diesem Lande, wo wir die Kerze in einer Masse verbrennen? Der Athlet bricht nieder in der Rennbahn; der Editor fällt auf sein Pult; der Kaufmann fällt unter den Auslagetisch. Diese Zufälle sollten nicht unerwartet sein, denn die Natur hängt lange vorher ihre Alarm-Laterne aus. Wenn die Anfälle endlich kommen, so zeigen sich die verderblichen Wirkungen in hunderten von Gestalten, das ein Mal als Congestion, als chronische Schwäche, als unregelmäßiger Stuhlgang, als gestörter Appetit, als Kopfleiden, als Herlklopfen und Unregelmäßigkeiten des Herzens, als frühzeitiger Verfall, Trockenheit und Sprödigkeit der Haut und das Ausfallen und Grauwerden der Haare verursachend. Schlagenfälle, Blutzersetzung, allgemeine Schwäche, Blutvergiftung u. s. w.

Die Organe, welche wir auf diese Weise des Längern beschrieben, weil sie wirklich die wichtigsten im menschlichen System sind und in ihnen die Mehrzahl der menschlichen Leiden entstehen und sich erhalten: es sind die Nieren. Sie sollten in der Oeffentlichkeit nicht besprochen werden, weil man zugesteht, daß die ärztliche Profession wenig von ihnen kennt und und weiß. Für solche Organe ist nur eine einfache Medizin wünschenswerth, welche auch den Zartesten keine Verletzungen verursacht, aber die wohlthätigste Wirkung ausübt. Eine solche Arznei geprüft und erprobt von vielen Tausenden in allen Weltgegenden ist Warner's Safe Cure. Mit dieser kann man der Krankheit, wenn sie tief sitzt, allein beikommen. Für jene, bei welchen der Samen gesäet und der Beginn der Krankheit wahrgenommen wird, ist sie eine unfehlbare Zuversicht. Es muß empfohlen werden um dem Gesunden vor der Krankheit und den Kranken vor dem Tode zu bewahren. Mit seiner Hilfe wird die große Filtrir Maschine des Systems sich erhalten und ihr stilles Werk ohne Unterbrechung fortsetzen; ohne sie geht sie aus dem Geleise und Krankheit und Tod sind die Thüre geöffnet.

Dieses schreiber wir nicht allein um zu loben, sondern um zu beweisen, daß das, was Etidor Lassing M. D., eine so hohe Autorität sagt, wahr ist, und daß sein Rath der Aufmerksamkeit werth ist und von jedem Klugen und Wohlmeinenden beachtet werden sollte.

Schenkte der thörichten Behauptung keinen Glauben, welche sagt: es ist keine Gefahr, so lange du keinen Schmerz hast. Schenkte keinen Glauben den Aerzten, möge er sein wer er wolle, welcher sagt, es ist blos eine Verkältung oder ein leichtes Unwohlsein. Er weiß wenig mehr, wenn überhaupt etwas, als Sie und die, welche um Sie sind. Er kann weder diese Organe sehen, noch sie untersuchen und es hängt einzig und allein von dem Zeugniß der Erfahrung ab, ob er Sie gesund machen kann.

Wenn das Wasser entfärbt oder trübe ist, wenn es Eiweiß, Lymphe, Cristal, Zucker oder krankhafte Stoffe enthält, wenn es roth ist von unterlaufenem Blute oder gemischt mit Sand, Schleim und Schaum, so ist etwas unrichtig, und Krankheiten und Tod sind nicht mehr weit weg.